

Landesausstellung und Sprache : (Schluss)

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **24 (1940)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **21.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419830>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

glieder sehr erleichtern. Oder wenn wir die „Mitteilungen“ monatlich herausgeben könnten!

Für Werbetätigkeit ist die Zeit nicht günstig. Und doch sollten wir wenigstens die jährlich durch Todesfall entstehenden Lücken (wir zählen verhältnismäßig viele ältere Leute) schließen können. Und könnte nicht jedes Mitglied uns wenigstens ein neues zuführen? Deshalb legen wir heute ein Werbeblatt bei und hoffen, Sie machen alle guten Gebrauch davon. Nennen Sie uns wenigstens Namen, an die wir Werbeschriften senden können. Wir danken bestens.
Der Ausschuß.

Bundesrat Motta †

Berührt der Tod Bundesrat Mottas den Sprachverein? — Nicht unmittelbar. Aber wir wollen doch an ein Wort von ihm denken, das im Atlas für tessinische Mittelschulen steht (1934): „Die Sprache ist für jedes Volk ein Gut von unschätzbarem Werte. Seine Muttersprache zu lieben, ist ein Naturgesetz, sie zu vernachlässigen, ein Zeichen sittlicher Minderwertigkeit. Die Sprache, in der Dante die reinsten Gefühle und die höchsten Gedanken der romanischen Völker ausgedrückt hat, . . . gehört zu unserer innersten Seele und ist uns deshalb ein heiliges Vermächtnis“. Wir sind Motta dankbar für das Wort; denn da er sicher ein guter Schweizer war, gibt er mit seinem schönen Bekenntnis zum Italienischen auch uns das Recht, uns zur deutschen Sprache zu bekennen, und zwar auch zur deutschen Schriftsprache, nicht nur zur Mundart. Er nennt ja ausdrücklich den Namen Dantes und nicht die tessinische Mundart, die er als Schulknabe von Airolo gewiß auch gesprochen hat; also dürfen wir sein Wort auch auf die Sprache Goethes übertragen.

Motta wäre auch der letzte, der uns das Recht bestreiten würde. Es ist ein schönes Spiel des Schicksals, daß er auch alemannisches Blut in den Adern hatte. In Bundesrat und Bundesversammlung war es ihm versagt (nicht durch Gesetz, nur durch die Umstände), seine Muttersprache zu sprechen, und die beiden Landes Sprachen, die in Frage kamen, verteilte er geschickt so, daß er im Bundesrat deutsch, in der Bundesversammlung französisch sprach — es kann sich wirklich niemand beklagen. Gelernt hat er das Deutsche auf reichsdeutschen Hochschulen, in München und Heidelberg. Im „Roten Ochsen“ zu Heidelberg, wo die Schweizerstudenten zusammenkommen (oder =kamen), gibt es ein Schweizerzimmer mit einer Schweizerfahne und mit Tischen, die mit unzähligen eingekrahten Namen „geschmückt“ sind; darunter ist auch der Name Motta . . . eine Kleinigkeit, aber doch bezeichnend und hübsch.

Landesausstellung und Sprache.

(Schluß)

Die Landesausstellung selbst haben wir ziemlich gründlich auf die Sprache hin betrachtet. Noch einiges über allerlei „Begleiterscheinungen“.

Da ist vor allem das treffliche „Eidgenössische Wettspiel“ von Edwin Arnet. Es ist nicht unsere Aufgabe, es auf seinen Gesamtgehalt und die künstlerische Form zu prüfen; das haben andere getan und das Werk mit Recht gelobt. Uns fesselt hier nur im 2. Zwischen- und im 3. Hauptspiel das „Biersprachreden“ (eine etwas gewaltsame Wortbildung!) oder die „vier Mäuler“ (das ist schon urchiger!) der Schweiz. Vom Deutschschweizer heißt es, seine Sprache sei „gradus und ehrli und es bizli ruch“ (das wollen wir gelten lassen); „er redt schier wie-n-en Dütsche“ (richtig für Mundart und

Schriftsprache); der Welsche und der Tessiner aber reden nicht nur „schier“ wie ihre ausländischen Sprachgenossen, sondern der Welsche sagt: „Nous parlons le français de France“ und der Tessiner: „Parliamo d'Italia l'idioma gentile“ (Wir sprechen Italiens milde Sprache), und er fügt noch bei: „E andiam fieri di poterlo intatto conservar“ (und wir sind stolz, sie rein erhalten zu können). Auch die Rätomanen wollen ihre Sprache behalten, alle aber dabei gute Schweizer sein. Der Schweizergefell findet, das gebe: „E schöns Konzert. Biermal en andre Ton. Doch z'ämme git's e prächtigs Lied. Nur mängisch singt en jede gärn uf eignü Fuchst . . . Dänn scherbelet's“. Darüber könnte man philosophieren. Der vom „Verführer“ gesandte „Regent“ und Gleichschaltungsapostel erklärt denn auch, sie seien „vier Mäuler, aber kein Mund“; mit den Mäulern meint er die sprachliche Mannigfaltigkeit, mit dem „Mund“ die erzwungene Einheit. — Fesselnd ist am Spiel auch die Verteilung des Wortlauts auf Mundart und Schriftsprache. Die höheren Mächte, die guten und die bösen, sprechen alle hochdeutsch, auch Schweizermann, der Idealschweizer, der Schweizer, wie er sein sollte. Schweizerdeutsch spricht von den Hauptgestalten nur der Schweizergefell, der „Realschweizer“, der Schweizer, wie er ist: „derb im Weinen und im Lachen, ungeschlacht, des Volkes Seel“. Sogar er spricht mit den höchsten Mächten hochdeutsch und schweizerdeutsch nur mit deren Trabanten und mit dem Volk, mit Bauern und Sennen, Turnern und Schützen. Aber sogar Frauen und Kinder, Wehrmänner und Arbeitslose sprechen meist hochdeutsch. (Die Soldaten rufen: „Hoch, Schweizergefell!“, die Bauern und Sennen: „Hoch, Schwizergell!“). Diese Verteilung ist sehr geschickt.

Merkwürdig, und doch begreiflich: Fehler gegen Regel und Geschmack sind dabei in der Schriftsprache feltener als in der Mundart. Das Wort Gefell wird freilich im Hochdeutschen schwach gebeugt; man sagt also „des Gefellen, den Gefellen“ und nicht: „des Gefells, den Gefell“. Nicht gerade glücklich wirkt der Versuch, die Schriftsprache durch eine mundartliche Redensart zu bereichern, wenn der „Bürger“ die Berechtigung der Klage der Arbeitslosen teilweise anerkennt mit den Worten: „Die Klage hat etwas Faden“. Glücklicher war jedenfalls der Gedanke, den Bräutigam einmal „Hochzeiter“ zu nennen. Sonst ist am Schriftdeutschen kaum etwas auszusagen, obschon es viel stärker vertreten ist als die Mundart. Er künsteltes Schweizerdeutsch ist: „Sis eignü Gwand“ oder „de leeri Teller“. Ein paar andere Stellen wollen wir als Druckfehler auffassen; es ist aber wohl kein Zufall, daß sie häufiger sind als im Schriftdeutschen: Halschter für Halstere (das Idiotikon weiß auch nichts davon), Acher „hächle“ für „häckle“, „Wärk“ für „Wärch“, „Kuhm“ für „Kuem“. „Bergluft“ wäre urchiger als „Bergwind“. Für „immer“ sagt er immer „immer“ — aber das wird man bald als schweizerdeutsch gelten lassen müssen (das Idiotikon bezeichnet es als „modernen Eindringling“ für „eisder, alliwil, gäng“). „Vo Dsch und Wescht, vo Süd und Nord“ klingt auch nicht gerade überzeugend mundartlich. Wenn die Leute dann „en Ring dr Ebigkeit“, „en Ring dr Brüderlichkeit“ (gemeint ist wohl „Brüderlichkeit“) und „en Ring dr Freiheit“ bauen, sind diese Wörter auf „heit“ und „keit“ wohl als Wemfall zu fassen, nicht als Wesfall, obschon man sich auch unter einem der Ewigkeit geweihten Ring nicht viel vorstellen kann. Doch seien wir nicht pedantisch. Überzeugender wirken Stellen wie „En jede het sin eigne Grind“ oder „Poß Dunnerchaib“ und Reime, obschon sie etwas unrein klingen, wie „zeige: Chaibe“ oder „Chrage: Hagle“. Doch das sind alles Kleinigkeiten, die auch dem aufmerksamen Betrachter die Freude am schönen Ganzen nicht zu schmälern vermögen.

Vom Ausstellungstheater hörte man nur Gutes erzählen (unsere Mitglieder Huggenberger, v. Greyerz, Reinhart, Valmer kamen alle zum Wort). Ob das Trachtenfest oder sein Gegenpol, das Modetheater, als Spiegel unseres Volkstums wertvoller gewesen sei, brauchen wir nicht zu fragen. Für unsere verschiedenen Volkstümer aufschlußreich waren auch die Kantontage (Die Solothurner begrüßte die Ausstellungszeitung unter dem Titel „Unser Gruß den Solothurnern“; „unsern Gruß“ (nämlich: entbieten wir) hätte herzlicher geklungen). Von den Berufs tagungen ist vielleicht nur eine mißlungen: der schweizerische Akademikertag. Alle unsere Landschaften, die Zürich besuchten, stellten sich in einem flottten Aufzug und in einem schönen Spiele vor. Eine bescheidene Toggenburger Bergschule (Dicken) brachte Hebels „Geheilten Patienten“ — kein einziger Festzug sah so disziplinos aus wie der der Studenten, und an keinem Abend ging es in der Festhalle so unordentlich zu wie am „akademischen“ Festkommers, wo von den Herren Studenten nichts geleistet wurde als ihre große Zahl und ihr großer Lärm. Und zwar, und deshalb erwähnen wir das hier, haben sich die Welschen ganz entschieden ausgezeichnet durch ihre Disziplinlosigkeit. Gewiß, ein regelrechter Kommers nach dem Muster einer reichsdeutschen Studentenverbindung ist nun einmal nicht nach ihrem Sinn, und das ist nicht gerade schade, aber eine Rede des Rektors der Eidgenössischen Technischen Hochschule hätten sie ruhig anhören dürfen, auch wenn sie sie nicht verstanden — Deutschschweizer in Genf hätten das getan. Diesen Unterschied wollen wir doch festnageln. Der Schriftleiter der „Schweizerischen Hochschulzeitung“ nennt den Eindruck, den jener Abend auf zahlreiche Teilnehmer, besonders auf die nichtakademische Öffentlichkeit gemacht habe, „verhängnisvoll“. Man ist also doch auch in weitem Kreise Zürichs noch nicht so weit, wie der Rektor des Freiburger Gymnasiums meinte, der mit seiner Schule unsere Kantonschule feierlich besuchte und in seiner Rede behauptete: „Zürich, ville d'art“, sei „accessible plus qu'aucune autre en terre alémanique à la culture française“. Eine sehr taktvolle Bemerkung! Aber daß im Laufe des Sommers unter der gewaltigen Menge von Festreden auch einige Entgleisungen vorkamen, wollen wir nicht schwer nehmen, sondern uns in der Erinnerung herzlich freuen der herrlichen „Landi“, ihrer Ersteller und ihrer Besucher.

Kauderwelsche Speisekarten.

E. L. Es gibt Zöpfe und Zöpfchen in unserem Lande, die offenbar keine Schere abzuhaueu vermag. Es scheint im Gegenteil, daß sie, wahrscheinlich im Zeichen der geistigen Landesverteidigung, in letzter Zeit munterer sprießen als je. Dazu gehören die geheimnisvollen französischen „Menus“, die uns gutmütigen Alemannen in allen besser sein wollenden Verpflegungsstätten vorgelegt werden. Ein kleines Beispiel für viele: Ich gehe in einen „Confiserie-Tea-Room“, wo man zugleich nett zu Mittag essen kann. Das ebenfalls nette Fräulein gibt mir die Karte, auf der als „Lunch“ eine Suppe und zwei Platten zur Wahl angeboten werden: Potage Orge Perlé, Choux nouveaux braisés à la Bernoise, Pommes nature, ou Nouilles Sicilienne, Salade. Den „Potage Orge Perlé“ vermag ich mit Hilfe meiner französischen und botanischen Kenntnisse mit einiger Sicherheit zu erraten: es wird wohl Gerstensuppe sein. Was ich mir aber unter den „Choux nouveaux braisés à la Bernoise“ vorzustellen habe, weiß ich nicht, und völlig schleierhaft bleiben mir die „Nouilles Sicilienne“. Das einzig Wahrscheinliche ist, daß in der Platte ein orthographischer Fehler enthalten ist. Es bleibt mir also nichts übrig, als das nette

Fräulein, das inzwischen weggegangen ist, energisch heranzuwinken und sie um nähere Aufklärung zu bitten. Es gibt wirklich Gerstensuppe, und die „Choux nouveaux braisés à la Bernoise“ entpuppen sich als biedere Bernerplatte. Aber die „Nouilles Sicilienne“ hingegen weiß das Fräulein auch keinen Bescheid und muß fragen gehen. Strahlend kommt sie zurück: „Das sind Eiernudeln im Topf mit geschmezztem Kalbfleisch und einem Spiegelei“. Also eine höchst leckere Sache!

Trotzdem ist mir inzwischen die gute Laune vergangen, und ich frage mit lauterer Stimme als gewöhnlich: „Warum zum Teufel können Sie das nicht deutsch und deutlich auf Ihre Karte schreiben?“. Am Nebentisch hört man meine Bemerkung, nickt, strahlt, bestätigt und unterstützt. Die Weiterstehenden spitzen die Ohren, vernehmen, um was es geht, unterstützen auch, und bald ist die einmütigste und schönste Diskussion im Gange. Nur das unschuldige Fräulein ist in tödlicher Verlegenheit. Dennoch lasse ich nicht los: „Sagen Sie mir, warum steht Tag für Tag ein solches Kauderwelsch auf Ihrer Karte? Haben Sie je einen Gast gesehen, der diese Geheimsprache verstanden hätte?“. Die Antwort ist reizend: „Die Gäste fragen immer, und schließlich gibt man ja gerne Auskunft!“.

An der Landesausstellung bewundern wir unsere Hotellerie, die uns nicht genug sagen kann, daß ihr der schweizerische Gast der wichtigste und liebste sei. Wie wäre es daher, wenn sie in Zukunft den Hunderttausenden von Schweizern deutscher Sprache, die jährlich bei ihr zu Tisch sitzen, das tägliche Rätselraten und Fragen nach dem Sinn der Speisekarte ersparen wollte? Der hochgeschätzte Kunde aus Lausanne oder Paris wird deswegen so wenig verhungern wie der Zürcher, der ins Welschland oder nach Italien reißt.

(Aus der N. 3. 3.)

Aus dem Idiotikon.

Heft 118. Huber & Co., Frauenfeld.

Ein Wort, das dem Ostschweizer in Bern auffällt, ist „stif“. Natürlich kennt er es auch, aber nur in der Bedeutung von schriftdeutsch „steif“. Aber wenn man von einem Manne sagt, er sei „en stif“ oder er tanze „stif“, so bedeutet das im Berndeutschen gerade das Gegenteil vom Ostschweizerischen. Bei Gfeller heißt es lobend: „'s ischt es cheibisch es stifs Meitli gsi“, und bei Valmer ist „e stifft Sumpfer“ eine tüchtige; „en stifte Huet“ kann auch ein schöner Schlapphut sein. Im Berner Oberland äußerte 1899 jemand die Ansicht: „'s wär gschider, me gäb d's Gelt für e stifte Stier“ statt an die Befoldungserhöhung des Pfarrers. Aufmunternd sagt ein Mädchen zum Länzer, der um Geduld gebeten hat mit der Begründung, er sei kein Meister im Tanzen: „He wol, dir tanzed g'wiß no recht stif“. Sogar Pestalozzi erzählt: „Gertrud . . . kämnte sie (die Kinder) und ließ sie auch ihre Kleider steiffer und ordentlicher anziehen“ als sonst. Wie konnte das Wort zu dieser Bedeutung kommen? — Was steif ist, ist fest, beharrlich, beständig, zuverlässig, und in dieser Bedeutung wird es zunächst sinnlich verwendet („stifi Duge mache“; ein Sturm bei Korsu veranlaßte im 16. Jahrhundert einmal Seereisende, nach dem „stiften Land Apulia“ zu fahren), dann unsinnlich für mutig und dergleichen. So heißt es 1624 von den Eidgenossen bei Sempach, sie seien „steiff in der Arbeit“ gewesen. Von da ist es nicht mehr weit zur Bedeutung: gehörig, recht, ordnungs- und regelmäßig, ordentlich, pünktlich, brav, schmuck und schön, z. B. eben etwa „es Meitschi“, aber auch „es Gringli“ oder „es Winli“. Von einem Mädchen erzählt Gottlieb: „Schön lismen kann es und mit Krällene allerlei Stifs